

Rainer Leschke: Medien als moralische Anstalt.

„Wenn keine Moral mehr gelehrt wird, keine Religion mehr Glauben findet, wenn kein Gesetz mehr vorhanden ist, wird uns Medea noch anschauern, wenn sie die Treppen des Pallastes herunterwankt und der Kindermord jetzt geschehen ist. Heilsame Schauer werden die Menschheit ergreifen, und in der Stille wird jeder sein gutes Gewissen preißen, wenn Lady Makbeth, eine schreckliche Nachtwandlerin, ihre Hände wäscht und alle Wohlgerüche Arabiens herbeiruft, den häßlichen Mordgeruch zu vertilgen. Wer von uns sah ohne Beben zu, wen durchdrang nicht lebendige Glut zur Tugend, brennender Haß des Lasters, als, aufgeschrockt aus Träumen der Ewigkeit, von den Schrecknissen des nahen Gerichts umgeben, Franz von Moor aus dem Schlummer sprang, als er, die Donner des erwachten Gewissens zu übertäuben, Gott aus der Schöpfung läugnete und seine gepreßte Brust, zum letzten Gebete vertrocknet, in frechen Flüchen sich Luft machte? - - Es ist nicht Uebertreibung, wenn man behauptet, daß diese auf der Schaubühne aufgestellten Gemähde mit der Moral des gemeinen Manns endlich in eines zusammenfließen, und in einzelnen Fällen seine Empfindung bestimmen.“ (Schiller 1784, 92)

„Es gibt einige wenige Dinge, die den Menschen erschüttern, einige wenige, aber das Schlimme ist, daß sie, mehrmals angewendet, schon nicht mehr wirken. Denn der Mensch hat die furchtbare Fähigkeit, sich gleichsam nach eigenem Belieben gefühllos zu machen. So kommt es zum Beispiel, daß ein Mann, der einen anderen Mann mit einem Armstumpf an der Straßenecke stehen sieht, ihm wohl in seinem Schrecken das erste Mal zehn Pennies zu geben bereit ist, aber das zweite Mal nur mehr fünf Pennies, und sieht er ihn das dritte Mal, übergibt er ihn kaltblütig der Polizei. Ebenso ist es mit den geistigen Hilfsmitteln. [...] Was nützen die schönsten und dringendsten Sprüche, aufgemalt auf die verlockendsten Täfelchen, wenn sie sich so rasch verbrauchen. In der Bibel gibt es etwa vier, fünf Sprüche, die das Herz rühren; wenn man sie verbraucht hat, ist man glatt brotlos. [...] Es muß eben immer etwas Neues geboten werden. Da muß eben die Bibel wieder herhalten, aber wie oft wird sie es noch?“ (Brecht 1990, 397f.)

Medienethische Diskurse sind für gewöhnlich als mäßig erfolgreiche Kontrollmechanismen des Mediensystems bekannt, als Analyseinstrument sind sie hingegen eher unbekannt. Das, was Medienethik zu erkennen in der Lage ist, ist zunächst einmal die Devianz, die Verletzung und der Skandal. All das, was keinen Skandal macht, fällt hingegen auch der Medienethik nicht auf. Medienethik fungiert damit als jene moralische Eule der Minerva, die ihren Flug stets verspätet beginnt und nachher ebenso regelmäßig klüger ist als zuvor. Allerdings hat sie das kleine Handicap, dass man das Wissen dann eben auch nicht mehr zu benötigen pflegt. Der Skandal ist ja bereits geschehen und Medienethik selbst sorgt nur dafür, dass es noch einen kleinen moralisierenden Nachschlag gibt. Medienethik, soweit sie sich aufs Objekt erstreckt, ist also Kontrolle und sie kommt zumeist zu spät.

Will Medienethik dieser Falle entgehen, dann bleibt ihr nur, sich auf den Medienkonsumenten werfen und ihn so zu beeinflussen, dass die Skandale mangels Publikumsinteresse nur noch vor leeren Reihen stattfinden. Die Steuerung erfolgt dann nicht mehr über die Produktion, sondern über die Rezeption. Diese Formierung der Subjekte ist eine keineswegs selten gepflegte Übung; vielmehr haben sich die meisten ideologisch gebundenen gesellschaftlichen Gruppen wie Religionsgemeinschaften und Parteien auf diesem Feld engagiert, wenn auch der Erfolg erfahrungsgemäß zu wünschen übrig lässt. Sofern Medienethik sich nicht ans rezipierende Subjekt, sondern ans Objekt wendet, ist ihr Erkenntnisvermögen symptomversessen und symbolorientiert: zu viele oder zu hässliche Leichen, zuviel Sex und zuwenig Sittsamkeit, derartige Differenzen werden je nach Gusto aufgeregt oder resigniert markiert und bisweilen mit der optimistischen Aufforderung versehen, sie wo möglich zu tilgen. Medienethik operiert dabei mit impliziten oder expliziten normativen Standards und wacht

sorgsam, ja gelegentlich eifersüchtig darüber, dass diese selbstkonstruierten und zugleich als allgemein proponierten Regeln eingehalten werden.

Wiewohl sie selbstgenügsam in dem Sinne ist, dass sie nur die selbstkonstituierten Differenzen einfordert, ist sie nie autonom: Kontrollrechte sind stets nur geborgt und wenn Medienethik die eigene Sache verfehlt, dann ist das immer auch von Nutzen für andere. Der Lizenzgeber muss sich der eigenen Lizenz versichern und er tut dies zumeist implizit und funktional, selten explizit und argumentativ. Denn Normen sind zunächst einmal nichts anderes als soziale Steuerungsinstrumente, vielleicht eher weiche, jedoch keineswegs unwirksame. Normative Definitionsmacht markiert damit nichts anderes als eine Form sozialer Kontrolle, und die ist in der Regel zu wichtig, als dass sie der Medienethik, also einem recht schwachen Zweig der Philosophie oder der Medienwissenschaft, allein überlassen bleiben könnte. Medienethik übt das ihr niemals offiziell zugewiesene Mandat immer nur stellvertretend für andere aus, für diejenigen, die nicht nur über Interesse an normativer Definitionsmacht verfügen, sondern eben ggf. auch über die Mittel, diese gesellschaftlich durchzusetzen. Medienethik fungiert somit als eine Art normativer Thermostat.

Die skandalfixierte Medienethik, also die diversen Entrüstungs- und Beruhigungsdiskurse, markieren nichts anderes als die bedrohte Definitionsmacht bestimmter sozialer Gruppierungen. Allerdings pflegen diese Diskurse dies keineswegs offen zu deklarieren, sondern sie verstecken sich hinter normativen Universalien. Wenn man die Gelegenheit ergreift, diese Universalien zu überprüfen, dann fällt schnell auf, dass sie eben keineswegs universal sind, sondern dass es sich um die recht beschränkten Wertmuster jener ideologisch gebundenen gesellschaftlichen Gruppen handelt. Diese Wertvorstellungen verfügen in der Regel über eine gewisse historische Tradition und besaßen wenigstens einmal ein Mindestmaß an gesellschaftlichem Durchsetzungsvermögen und sozio-kultureller Geltung. Sicherheitshalber zahlen diese Gruppierungen moralisch stets in großer Münze, wohl wissend, dass Deckung nicht eingefordert wird und in der Regel auch nicht herausgegeben werden muss: Unter Universalien, also etwa unter Menschenwürde, dem Schutz von Minderheiten, der Freiheit und Selbstverwirklichung des Individuums, unter der goldenen Regel oder aber alteuropäischer Sittlichkeit tut's die Medienethik nun einmal nicht, selbst wenn es sich nur um den politischen und kulturellen Einfluss einer religiösen oder gesellschaftlichen Gruppe handeln sollte. Die diskursive Figur und die Leistung einer Medienethik, die sich auf diesem Feld engagiert, bestehen hierbei wesentlich darin, partielle Interessen als allgemeine zu formulieren und ihre Einhaltung einzufordern.

Medienethik produziert also systematisch zwei Formen des Wissens: Das von den Symptomen, die Regelverletzungen indizieren, und das von der Verallgemeinerung des Partiiellen. Analytisch ist davon eher wenig zu gebrauchen. Einzig die hohe Sensibilität für das Skandalträchtige, für all jenes,

was - wie etwa spektakulär abgerissene Gliedmaßen - unzulässig zur Schau gestellt wird, oder aber der Riecher für die Risiken der Gewalt lässt sich in der Medienproduktion durchaus nutzen. Denn all dieses Wissen um ein ‚Zuviel‘ ist ein Wissen, das durchaus über seine ökonomische Rationalität verfügt. Solange die Realisierung von Programmvermögen nicht nur von den Interessen und dem normativen Gusto der intendierten Zielgruppe abhängt, sondern eben auch von normativen Regularien, die für die großflächige Durchsetzung normativer Definitionsmacht in sozialen Systemen sorgen, ist das Grenzkalkül ein ökonomisch äußerst attraktives Kalkül, dass, sofern es nur hinreichend souverän gehandhabt wird, erheblichen Nutzen verspricht. An die Grenze zu gehen, ohne sie zu überschreiten, ist im Mediengeschäft aufgrund der fatalen Kopplung von Normdurchbrechung und der Erregung von Aufmerksamkeit ökonomisch nicht nur aussichtsreich, sondern geradezu ein Systemimperativ: Normverstöße garantieren mit ziemlicher Sicherheit Aufmerksamkeit und das ist dasjenige, was am Werbemarkt wiederum in harte Münze umgesetzt zu werden vermag. Umgekehrt ist die zwangsweise Verschiebung von Medienprodukten in Nischenmärkte oder unattraktive Sendeplätze zumeist gleichbedeutend mit wirtschaftlichen Verlusten. Das kompetente Handling dieser Grenze ist so entscheidend für die Differenz von Verlust und Gewinn, eine Differenz, die in den gegenwärtigen sozialen Systemen unleugbar über eine gewisse Prominenz verfügt. Medienethik vermittelt in diesem Kontext zumindest so etwas wie ein pragmatisch nutzbares Symptomwissen.

Zugleich sind die Grenzen selbst keineswegs sakrosankt, sie sind vielmehr durchaus verhandelbar und am Feintuning dieser Grenzen sind medienethische Diskurse prominent und permanent beteiligt. Im Einzelfall macht der medienethische Diskurs sich dann auch in dieser Hinsicht nützlich: Je nach Interesse sichert er Grenzverschiebungen ab oder aber er verhindert entsprechende Neudefinitionen. Insofern gibt es durchaus auch auf medienethischem Terrain Betonfraktionen und junge Wilde, also den Versuch, bestehende normative Grenzen entweder festzuschreiben oder aber eine Anpassung von Normen an den Varianzbedarf des Mediensystems zu betreiben. Sobald normative Strukturen als Aufmerksamkeitsbeschaffer eingesetzt werden sollen, unterliegen sie bei der Integration ins mediale System genauso wie ästhetische Effekte dem Veraltungsmechanismus des Mediensystems. Normen selbst garantieren zwar Ordnung und damit die Stabilität der miteinander verbundenen Systeme, Normenverstöße hingegen, die zur Weckung von rezeptivem Interesse inszeniert werden, verschleißeln sich und sind kaum mehr als einmal überhaupt zu verwenden. Tabus sind, wie das Mediensystem mit Bedauern zur Kenntnis nehmen musste, eben nur einmal zu verletzen, danach muss man die Grenze wohl oder übel weiter hinausschieben. Da Verschleiß nun einmal zu ersetzen ist, wenn das System weiterhin wie bisher funktionieren soll, ist auf normative Aufmerksamkeitscatcher entweder zu verzichten oder aber es ist eine ständige Ausdehnung der normativen Grenzen einzukalkulieren.

Medien verbrauchen insofern, wie ja bereits Bert Brecht erkannt hat, regelmäßig und fortgesetzt Normen und sie tendieren strukturell zum Skandal. Das Mediensystem verschleißt also, ohne es groß übel zu meinen, ja ohne überhaupt normativ Stellung zu beziehen, es verschleißt die Normen rein strukturell und es bedarf der Veränderung allein schon, um überhaupt seine Reproduktion sichern zu können. Diese Prozesse funktionieren vollkommen unabhängig von der Dialektik von Entrüstung und Beschwichtigung und sie sind systemimmanent und damit von außen, also von außerhalb des Mediensystems, dem Grundsatz nach auch gar nicht zu beeinflussen, sie sind allenfalls zu hemmen oder aber zu beschleunigen. Für beide Tendenzen und Positionen gibt es Interessenten und die ökonomischen Einsätze sind durchaus beachtlich, so dass die Position der Medienethik, die sich als Katalysator oder Frühwarnsystem in diesem Funktionszusammenhang betätigt, weitgehend gesichert erscheint.

Zugleich ist die Konjunktur, die die Medienethik spätestens seit Ende der Achtziger Jahre verbuchen kann, ein Indikator dafür, dass die aufklärerische Hoffnung, wonach Medien zur moralischen Besserung – was immer das auch sein mag - ihrer Rezipienten beitragen könnten und sie von daher auch als moralisches Bildungsinstrument zu nutzen seien, offenbar auf erhebliche Schwierigkeiten gestoßen ist. Der aufklärerische Optimismus hat sich mittlerweile verflüchtigt und einer Medienethik Platz gemacht, die die Utopie durch Ordnungspolitik ersetzt. Regulative Medienethik verdankt sich also einem antiaufklärerischen Impuls: Es geht um Verhinderung, zumindest aber um Kontrolle; der Gedanke an eine Besserung des Publikums oder gar die Entwicklung seines Geschmacks dagegen scheint sich von vornherein zu verbieten. Dabei beruht der Verdacht von Aufklärung und restriktiver Medienethik bezeichnenderweise auf demselben Wirkungsmodell: Es wird den Medien eine ungebrochene normative Wirksamkeit unterstellt und diese wird dann je nach Ausrichtung gefeiert oder aber sie löst Befürchtungen aus. Unglücklicherweise gibt es in den Medienwissenschaften kaum ein Terrain, das ungewisser ist als gerade diese Hypothesen zur Medienwirkung. Damit wird von beiden Ansätzen eine systematische medienwissenschaftliche Schwachstelle besonders und gezielt beansprucht. Ohnehin ist bemerkenswert, dass sowohl die Aufklärer als auch die Kontrolleure recht wenig über das normative Funktionieren von Medien zu wissen scheinen. Die Wirkungshypothesen und das Sich-Klammern an positive oder negative moralische Aussagen medialer Diskurse und ihre vermeintlichen Wirkungen verdanken sich der Ignoranz gegenüber dem Funktionieren normativen Strukturen oder aber manifesten Steuerungsinteressen.

Allerdings funktioniert Kontrolle und Steuerung nie ausschließlich immanent: Das Mediensystem wird von Aufklärung und Gegenaufklärung an Kriterien gemessen, die es selbst nicht hervorgebracht hat, die es jedoch je nach Bedarf vertreten oder zurückweisen soll. Die Perspektive der Medienethik richtet sich so von außen auf ihren Gegenstand und ist diesem stets nachgeordnet. Genau

diese Perspektive jedoch limitiert zugleich das analytische Potential der Medienethik. Solange es nur um Grenzbestimmung geht, vermag Medienethik eben auch nicht mehr als das. Die Grenzdiskurse und Lizenzierungsversuche wissen über den Gegenstand der Medien nur etwas, wenn er Skandal macht. Wie der Content jedoch funktioniert, sobald er normativ unauffällig ist, bleibt der Medienethik, jedenfalls sofern sie von Steuerungsgelüsten geleitet wird, ebenso systematisch verschlossen. Nun ist das ausgerechnet dasjenige Terrain, in dem Normen als Ordnungsfaktoren funktionieren. Was gewöhnlich funktioniert, mag zwar langweilig und selbstverständlich sein, es ist aber eben noch längst nicht verstanden und schon gar nicht erklärt. Sofern Medienethik sich jedoch auf diesen Bereich ausdehnen und sich damit von den Rändern zum Zentrum der medialen Produktion bewegen will, setzt das voraus, dass Medienethik ihren Steuerungsinteressen abschwört. Das bedeutet natürlich, dass alte Allianzen, Absprachen und Gunstbeweise ihre Gültigkeit verlieren und neue Bezugspunkte gesucht werden müssen. Derartige Umstellungen im Erkenntnisziel und eben auch im medienethischen Dispositiv sind alles andere als peripher, sondern sie betreffen allein schon das, was überhaupt unter Medienethik verstanden werden kann, elementar und sie berühren insbesondere auch ihre ideologische und erkenntnistheoretische Position: Die Analyse des normativen Medienbetriebs konstituiert sich dementsprechend als Metaethik (vgl. Leschke 2001, 99 ff.). Allerdings ist anders der normative Normalbetrieb der Medien auch nicht in den Blick zu bekommen und er ist, wie im Folgenden gezeigt werden soll, viel zu interessant, als dass man einfach darauf verzichten sollte.

Wenn also Normen als mediale Ordnungsfaktoren untersucht werden sollen, so bedeutet das, dass zunächst einmal so etwas wie ein konstitutiver Zusammenhang zwischen normativen Strukturen und Medienproduktion bestehen muss, der der Analyse zugänglich ist. Wenn das der Fall ist, dann hat Medienethik ein neues und keineswegs kleines Feld gewonnen, wobei jedoch die Eintrittskarte in Gestalt des systematischen Verzichts auf regulative Eingriffe zu lösen ist. Insofern lassen sich beide Territorien und Konzeptionen der Medienethik, die regulative und die metaethische, prinzipiell nicht zugleich betreiben, sondern hier besteht ein konstitutiver Entscheidungszwang, dem man auch durch guten Willen nicht entgehen kann. Vor den erregten Eingriffen und empörten Ordnungsrufen sollte also ein wenig Analyse stattfinden, die sich zunächst einmal um das Funktionieren von Normen ohne Ansehung ihres Wertes kümmert. Sofern man also Metaethik in einem halbwegs umfassenden Sinn zu betreiben gewillt ist, bedeutet das, dass man neben der Beobachtung der Ethik und ihres jeweiligen historischen Outputs an Normenbegründungsversuchen eben auch und vor allem das praktische Funktionieren von Normen in den Blick nimmt. Damit aktiviert man ein Potential von Medienethik nämlich den Bezug zur gesellschaftlichen Wirklichkeit, den sowohl die konventionelle als auch die postkonventionelle Ethik zwar immer behaupten, den sie aber nur äußerst selten realisieren. So benötigen Konstruktionen wie der herrschaftsfreie Diskurs Habermas' zu ihrem Funktionen die

geschützten Gefilde sozialpsychologischer Sandkästen. Mit der faktischen Unwirtlichkeit gesellschaftlicher Verhältnisse kommen sie nur auf dem Wege der Negation zurecht. Sie ziehen sich auf die Forderung einer abstrakten Alterität und damit auf einen recht bequemen Sollens-Status zurück. Ethik ist, sofern sie nicht analytisch angelegt ist, gezwungen entweder mit abstrakten Forderungen oder aber mit idealistischen Modellen zu operieren, Wirklichkeit kann sie hingegen nur qua Negation verarbeiten.

Metaethik hingegen ist auf diesem Terrain durchaus aktionsfähig. Da sie dem Steuerungsinteresse entsagt hat, ist das, was mediale Praxis macht, weder richtig noch falsch, sondern es funktioniert oder es funktioniert nicht und diese Funktionsprozesse sind zunächst einmal Gegenstand, unabhängig davon, ob das, was funktioniert, geschätzt wird oder eben nicht. Denn es geht nicht darum, mediale Produktionsprozesse, noch bevor sie überhaupt analysiert sind, mit wohlfeilen Sollensforderungen zu überziehen, sondern es handelt sich vielmehr zunächst einmal darum, überhaupt so etwas wie ein Analyseinstrument zu entwerfen, das in der Lage ist, den Funktionsprozess eben auch funktional und nicht ausschließlich normierend zu beschreiben. Sollte dann das, was analytisch gefunden wird, nicht behagen und sollte man ferner über Kriterien verfügen, nach denen an diesen Verhältnissen bestimmt etwas zu ändern sei, dann kann man das ja durchaus versuchen, nur die Kriterien selbst werden sich mit Sicherheit von keiner Ethik mit Recht ableiten lassen, sondern sie werden sich vielmehr einer politischen Willensbildung verdanken und damit einem Terrain, auf dem die Ethik nun einmal nichts zu sagen hat. Die Schwierigkeit, wonach vom Sein zum Sollen theoretisch grundsätzlich nicht gesichert zu gelangen ist, trifft Ethik so nachhaltig, dass es ihr entweder die Sprache verschlägt – werden doch universalistische Entwürfe auffällig seltener – oder aber sie in Trotz verfällt und schlicht behauptet, was sie nicht zu belegen in der Lage ist. Ansonsten aber kann man die Problematik einfach nur verdrängen. Ethik fungiert hier bestenfalls als eine Art Nebelwerfer, der solange zu erschrecken vermag, solange die Logik des Verfahrens nicht durchschaut ist. Solange eben Ethik nicht als Beobachtung von normengesteuertem Verhalten fungiert, ist sie in die Universalisierung des Partiellen involviert. Dieser Versuch, der zwar von der Ethik bereits seit der Aufklärung mit einer gewissen Routine betrieben wird und dessen sich auch Schiller bedient, wenn er dem Theater nicht weniger auferlegt, als den Menschen zu sich selbst kommen zu lassen, konnte sich jedoch nie für einen längeren Zeitraum durchsetzen.

Nun, wie dem auch sei, Metaethik hat auf der Ebene des Funktionierens von Normen durchaus etwas zu sagen. Normen funktionieren zunächst einmal ungefragt und ohne Lizenz. Gleichzeitig funktionieren sie unentwegt. So gibt es zwar keine Norm des Wirklichen, auf die man journalistische Diskurse verpflichten könnte, noch haben ihre journalistischen Verfechter das überhaupt schon einmal eingelöst, allerdings gibt es Normen der Wirklichkeitskonstruktion und diese werden stets eingelöst,

wenn das journalistische Geschäft auch nur einigermaßen professionell betrieben wird. Der fiktionale Sektor verfügt genauso wenig über eine Lizenz, das zu tun, was er immer schon getan hat, nämlich zu erzählen und zu unterhalten. Nur ändert das wenig an einer Praxis, die mindestens über dieselbe Tradition verfügt wie die ethische Reflexion selbst, so dass sich schlicht nicht feststellen lässt, wer ggf. über die älteren Rechte verfügt. Das eine durch das andere zu reglementieren, setzte also voraus, dass das behauptete Subjekt qualitative Überlegenheit zu demonstrieren vermöchte, wozu allenfalls universelle Geltung in der Lage wäre. Da diese mit einiger Sicherheit nicht angenommen werden kann, kann die Beobachtung der fiktionalen Praxis relativ unbelastet verfahren und mit der Erklärung des Funktionsprozesses schlicht beginnen.

Wie kommen nun die Normen in die Narrationen? Normen sind den Narrationen nicht äußerlich, sondern sie sind vielmehr deren integraler Bestandteil, vollkommen unabhängig davon, in welchem Medium sie artikuliert werden. Erzählungen können nicht anders als moralisch sein und insofern ist die Behauptung, dass selbst gewalttriefende Erzählungen trotz aller Gewalt zutiefst moralisch seien, banal. Erzählungen funktionieren nun einmal nicht ohne Werte, und es ist eine zweite Frage, ob die Zielgruppe die von der Erzählung präferierten Werte goutiert oder aber zur schockierten bzw. gelangweilten Zurückweisung neigt. Narrationen prozessieren normative Differenzen innerhalb eines fiktionalen Ordnungssystems. Narrationen durchlaufen dabei die charakteristischen Stadien von Ordnung, Unordnung oder Störung und wiederhergestellter Ordnung. Jeder Rezipient von Soaps findet reichlich Gelegenheit, das zu beobachten: Die Beziehungswelten werden im 5-Minutentakt gestört und wiederhergestellt. Die Träger normativer Differenzen in Narrationen sind dabei vor allem die Figurenkonzepte. Figurenkonzepte sind dabei nichts anderes als Aggregationen von normativen Merkmalen, also Kleiderständer, die mit Normen und Werten behängt werden. Figureninventare konstituieren somit mit ihren normativen Merkmalen das normative Set einer Narration, also das, was eine Erzählung als gut und böse kennt. Die Differenzen und Extrema innerhalb dieses normativen Sets einer Narration repräsentieren ein normatives Konfliktpotential, das Handlung generiert. Die normativen Differenzen im Figureninventar erzeugen die narrative Dynamik und bestimmen damit weitgehend den Handlungsverlauf. Ist der normative Abstand von Figuren groß, ist der jeweils Böse also ordentlich böse und der Gute wirklich gut, dann wird vieles möglich. Ist er jedoch zu groß, dann wird der Konflikt schematisch und damit unwahrscheinlich. Sind die Antagonisten sich jedoch zu ähnlich, dann hilft nur noch Pathos. Das macht deutlich, warum gerade einfachste Erzählungen nur die Alternative von erschütternden, aber unwirklichen Gegensätzen, wo selten weniger als die ganze Zivilisation auf dem Spiel steht, oder aber von erschütterndem Pathos kennen.

Die Dramaturgie von Narrationen lässt sich mittels normativer Differenzen reformulieren. Die narrative Dynamik, die durch das normative Konfliktpotential in Gang gesetzt wird, evoziert zugleich

eindeutig wertende Implikationen. Normative Konzepte werden vom Narrationsverlauf bewertet und in erfolgreiche und weniger erfolgreiche geschieden. Narrationen fällen also unentwegt normative Urteile: Scheidet eine Figur aus, dann war ihr normatives Konzept nicht erfolgreich. Die Leichen am Wege von Erzählungen sind also durchaus bedeutsam, jede einzelne repräsentiert ein nicht-erfolgreiches Konzept, dem zu folgen offenbar als riskant indiziert werden soll. Die Hierarchisierung von Figuren und ihre narrative Karrieren bestätigen Normen oder aber weisen sie zurück. Generiert werden auf diesem Wege einfachste normative Implikationen oder Sentenzen. Die gängige Hollywoodproduktion zeigt sich etwa bei Verstößen gegen nationale Loyalitätsgebote oder Familialismus absolut erbarmungslos. Verkündet werden die Tugenden eines denkbar konservativen weißen protestantischen Puritanismus mit den passenden religiösen Obertönen. Politisch korrekt sind diese Erzählungen bis zur Selbstverleugnung: Das patriotische Opfer wird beklemmend gefeiert und nach der Überwindung und Entbehrung bekommt der Gewinner alles, die Frau, die Familie, den Status und den nötigen Erfolg.

Devianzen werden stets gehörig bestraft: Durch Narrationen werden einfachste Lehren erteilt und das gleich massenhaft. Spontaneität zählt sich so nur aus, solange sie das Ordnungssystem unterstützt. Dann passt sie ausgezeichnet zum Freiheitsbegriff, mit dem jedoch sofort Schluss ist, sollte man einen Protagonisten auf die Idee verfallen lassen, das System selbst zur Disposition stellen zu wollen. Opposition gegenüber dem narrativ installierten Bezugssystem wird drakonisch bestraft und jede kontraproduktive Aktion wird markiert und selektiert. Das Bezugssystem des Protagonisten ist nicht nur bemerkenswert ordentlich, sondern nahezu über jeden Zweifel erhaben und damit sakrosankt.

Neben diesen durch die jeweilige Narration installierten normativen Implikationen gibt es kulturell erzeugte normative Hierarchien, die diskursive Strategien generieren: So existieren kulturspezifische Aufwertungslogiken, mit denen mediale Narrationen arbeiten. Die gesellschaftliche Dialektik, in der Anerkennung gegen Schutz getauscht wird, nämlich die zwischen dem sich der europäischen Aufklärung verdankenden Leitmodell des souveränen Subjekts und denen, die dieses Modell zwangsläufig und offensichtlich verfehlen, erzeugt etwa die Schutzwürdigkeit von Kindern, Alten und Hilflosen. Man verfügt damit über narratives Opferkapital und generiert zugleich die Verwerflichkeit desjenigen, der gegen diese Verpflichtung verstößt. Die sozio-kulturelle Bedeutsamkeit von Figuren erzeugt Fallhöhe, nur Subjekte können überhaupt fallen. Umgekehrt kennen Kulturen eben auch spezifische Entwertungslogiken: So stellen etwa die Anonymisierung von Figuren, die Zuschreibung von Irrationalität, Tierischem, Künstlichem oder Verdinglichung Qualitäten dar, die die betroffenen narrativen Figuren auf jeden Fall deklassieren: Derartig bestückte Figurenkonzepte werden automatisch zum narrativen Abschluss freigegeben. Es gibt kaum etwas, was ihnen nicht von der Erzählung zugemutet werden könnte, denn die normative Entwertung verhindert nahezu jegliche Empathie. Wir haben es also mit den Qualitäten zu tun, aus denen Kanonenfutter gemacht wird, und wir unterwerfen ohne den

leisesten Anflug des Bedauerns den Antagonisten den erklügeltsten Qualen, ja das Narrationssystem funktioniert so, dass derartige Bestialitäten noch Genugtuung verschaffen können.

Es gibt ferner so etwas wie normative Dynamisierungslogiken, denen Narrationen unterworfen sind. Der systematische Verschleiß von Normen und Normverletzungen erzwingt, da jede mediale Narration sich von ihren Vorgängern unterscheiden muss, die Steigerung des normativen Einsatzes. Normen und Narrationsmuster veralten so zwangsläufig und die Entwicklung lässt sich durchaus der Richtung und Dynamik nach bestimmen, ohne dass eine solche Diagnose jedoch zum moralischen Urteil über diesen Prozess berechtigte. Dazu nämlich wären Kriterien von Nöten, die bislang noch keine Ethik zweifelsfrei hervorzubringen vermochte.

Sobald also die Spekulation auf einen regulativen Eingriff ins Mediensystem nicht mehr die ausschließliche Maxime medienethischer Fragestellungen bildet, sobald Medienethik nicht mehr nur die Legitimationsdiskurse für das Gerangel um die begehrten Plätze innerhalb der Kontrollinstanzen des Mediensystems herstellt, sobald es also nicht mehr um normative Verteilungskämpfe geht, wird der Blick auf das Funktionieren von Normen in der Medienproduktion frei. Es geht dann nicht um die falschen oder die richtigen Werte, sondern um die Funktionen, die Normen im Mediensystem ausüben können. Der Einblick in normative Strukturen eröffnet dabei einen Zugang zum Gegenstand, der auch außerhalb von Fragen der Moral von Interesse sein dürfte. Mit normativen Strukturen verfügt man nämlich zugleich über die Chance, Narrationen vergleichbar zu machen. Normative Analyse unterschreitet nicht nur die traditionelle Werkgrenze, die im massenmedialen Geschäft aufgrund von dessen seriellen Strukturen ohnehin obsolet geworden ist, sondern auch die Figuren werden nicht mehr als Identitäten, sondern als Konstruktionen betrachtet, womit Identifikation zumindest für den Analyseprozess ausgeschaltet wird. Es werden also der Umgang mit und der Einsatz von normativen Merkmalen untersucht und auf diesem Wege funktionale Äquivalenzen von Figuren und dramaturgischen Mustern festgestellt. Damit lässt sich kein Mediensystem steuern und auch die Rezipienten werden keineswegs moralisch gebessert, allerdings lässt sich ein wenig besser verstehen, wie Normen im Mediensystem funktionieren.

Medien sind also eine moralische Anstalt quasi wider Willen: Sie können einfach nicht anders als moralisch zu sein, so dass sie gar nicht erst dazu gemacht werden müssen. Dabei geben sie sich allein schon aus ökonomischem Interesse alle erdenkliche Mühe, sich in ihren normativen Standards möglichst wenig von Ihrer Zielgruppe zu unterscheiden. Sie wie Schiller zu einem Instrument des normativen Eingriffs, also zur Besserungsanstalt machen zu wollen, setzt nicht nur eindeutige Wirkungsannahmen, sondern vor allem die Annahme eigener moralischer Überlegenheit voraus, was durchaus angezweifelt werden darf. Dies gilt prinzipiell für jede Form des normativen Eingriffs, sei er

nun restriktiver oder aber konstruktiver Natur. Und auch diejenigen, die sich stets aufs Neue geflissentlich bemühen, die ‚moralische Harmlosigkeit‘ medialer Programme unter Beweis zu stellen, betätigen sich nur als Promoter derjenigen Medienunternehmen, die sich das systematische Veralten normativer Muster ökonomisch nutzbar machen, indem sie - wie Brechts Peachum, den „Besitzer der Firma „Bettlers Freund““ (Brecht 1990, 395) - nichts anderes tun, als gezielt das Aufmerksamkeitskapital von Tabubrüchen einzusetzen.

Brecht, Bertolt: Die Dreigroschenoper. In: Brecht, Bertolt: Gesammelte Werke in 20 Bänden, Bd. 2, 133. - 137. Tsd. Frankfurt a. M. 1990.

Leschke, Rainer: Einführung in die Medienethik. München 2001.

Schiller, Friedrich (1784): Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?, In: Derselbe: Schillers Werke. Nationalausgabe. 20. Bd. Philosophische Schriften, 1. Teil, Weimar 1962, S. 86-100.